

Wenn es schwierig wird, stell dich auf den Balkon

Ich habe mich in letzter Zeit des Öfteren gefragt, warum ich jeden Sonntagabend die Sofadecke aus meinem Zimmer schleife, um mich pünktlich vor dem Fernseher von Sven zum „Tatort im Ersten“ einzufinden. Besonders seltsam ist solch ein Verhalten nicht, auch keineswegs originell, teile ich diesen Brauch zum Wochenendausklang doch mit rund sieben Millionen Deutschen. Kein Grund zur Besorgnis also. Es gibt durchaus komischere Gewohnheiten auf dieser Welt. Dennoch ist mir mein Verhalten suspekt, gehört es doch ebenso zum Ritual, sich bei gebannter Körperhaltung über die Hohlheit der Story lautstark zu echauffieren. Egal, ob dem Fall gerade die Spannung eines Fahrraddynamos zugesprochen wurde, bei jedem, der die „Tatortzeit“ empfindlich gefährdet – sei es durch unpassende Anrufe, sei es durch die Laune von Sven, plötzlich umschalten zu wollen –, reagiere ich panisch.

Wieder war es ein Sonntagabend. Wieder machte ich es mir vor dem Fernseher meines Mitbewohners bequem. Wieder saß dieser wie zufällig neben mir, obwohl er – wie sonst auch – mehrmals betont hatte, diesmal etwas Wichtigeres zu tun zu haben, als „Tatort“ zu sehen. Wieder beobachtete uns ein Augenpaar im Fadenkreuz durch flimmernde Optik zum Beat der siebziger Jahre. Wieder erfolgte der Übergang in die Gegenwart abrupt mit Kamerablitzlicht und weißen Sicherheitsanzügen. Wieder schloß einer mit dem Kaffeepappbecher in der Hand einsam in seinem Büro. Und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Im Grunde schauten wir beide in einen Spiegel, der das Bild beziehungsunfähiger Kommissare, egal welchen Geschlechts, reflektierte. Sie alle leben in Wohngemeinschaften oder alleine, getrennt, meist kinderlos und sogar zu schwach, sich von ihren Eltern zu lösen. Hauptkommissar Frank Thiel alias Axel Prahl ist ein geschiedener Eigenbrödler, der ein verdächtiges Fluchtverhalten aufzeigt, sobald sein Vater am Horizont erscheint. Charlotte Sänger im Frankfurter Team hat es achtunddreißigjährig nicht geschafft, aus dem Haus ihrer Eltern auszuziehen. WG-Gemütlichkeit herrscht bei Lena Odenthal und Mario Kopper, auch bei Charlotte Lindholm und ihrem schrulligen Mitbewohner Martin Felser, der sich offensichtlich mit ihrer Mutter verbündet hat. Die drei Münchner Kommissare sind einsame Wölfe.

Kirschohringe • Pfefferminzstrauß • Greenpeaceluft • Schubkarrenprinzessin • Nachtgestalten • Schiebershöhle • Sternburg-Opa • Stummelflügel • Auftrittsmanie • Reizdürre • Küchendramatik • Schaufensterschnecke • Nacktbaden • Schreibwut • Blütensalat • Babyboom-Mentalität

schreibstil

atelier für text, biografie & lektorat

Nirgendwo ein kuscheliges Familienleben, selten Liebesbeziehungen, die eine Staffel überleben. Nichts, was sonst in klebriger Form das gesamte Abendprogramm beherrscht. Niemand küsst sich in den letzten Filmminuten und man sieht im Abspann auch keine Möbelpacker das Sofa der einen in die Wohnung des anderen tragen. Die Heldinnen und Helden des „Tatorts“ sind alleine und bleiben alleine, auch wenn sie gelegentlich versuchen, mit der Assistentin im Autopsiekeller anzubändeln oder dem adretten Tatverdächtigen beim Verhör seltsam zuzwinkern. Im Höchstfall springt eine kurze Affäre dabei heraus und wer aus diesen Mustern auszubrechen sucht, dessen Partner wird in der nächsten Folge kurzerhand erschossen. Nichts ist für die Ewigkeit und das Finale führt die romantischen Ausreißer stets geläutert in ihre WG mit Katze zurück, auch wenn ihre Schläfen bereits ergrauen. Jede Serie unterstreicht ein unsichtbares Gesetz: Die Kommissarin und ihr Kollege sind dazu verdammt, ohne „Schatz“ zu leben. Ganz Deutschland beobachtet sie in ihrem Scheitern und findet das drollig.

Und ich sitze mit meinem Mitbewohner Sven vor dem Fernseher und fühle mich – sechszwanzigjährig und Single – wahnsinnig jung. Bei mir ist noch nichts verloren. Um jede Woche mit diesem Gefühl ausklingen zu lassen, schleife ich Sonntag, zwanzig Uhr fünfzehn, meine Decke durch die Wohnung und versinke im „Tatort“.

Das ist lebensnotwendig. Anders kann ich meine Freundinnen in ihrer emsigen Nestbauphase nicht ertragen. Ich sehe zu, wie sie plötzlich dicker werden und sich selbst überzeugen, dass der zukünftige Vater ihres Kindes auch der Mann ihres Lebens ist. Ich schleppe Umzugskisten aus einer kleineren in eine größere Wohnung mit Kinder- und Doppelbett. Ich sitze an IKEA-Küchentischen, um Gesprächen über Krippenplätze zu lauschen, während der frischgebackene Papa den Kinderwagen durch die Straßen schiebt – einst ein Local Hero des Viertels, jetzt gesetzt, bald untersetzt. Ich finde mich auf Partys wieder, die nachmittags beginnen und am frühen Abend enden, weil die Kinder nicht so lange aufbleiben dürfen, auf denen es Kuchen gibt und Menschen, deren Gesichter so viel Verantwortung und Reife tragen, dass ich mich in ihrer Gesellschaft wie eine infantile Göre fühle. Ich tanze wild auf Hochzeiten, deren Gästeliste der Logik eines Schuhladens folgt und nur Paare im Angebot hält. Als einzelner Tanzschuh – auch in bester Qualität – nützt man nicht viel. An den Wochenenden beginne ich, alleine auszugehen und mit Kirschohringen und einer Flasche Bier in den Clubs herumzuhängen, um der nachziehenden Studentengeneration bei ihren nächtlichen Amusements zuzusehen. Dresden mit seiner einzigartig kuscheligen Babyboom-Mentalität geht mir auf die Nerven.

Aus dieser Misere könnte man sich nun im klassischen Stil mit einer handfesten Karriere retten. Des Nachts im Büro bei einem Dauerflirt mit dem Kollegen Laptop ließe sich das Einsame-Wolf-Leben gut zelebrieren – man wäre in bester Gesellschaft mit den Tatort-Kommissaren. Auch die Szenerie, im wehenden Mantel, das Handy ans Ohr gepresst, in letzter Minute an den Check-In-Schalter für den Flug nach Dubai zum Geschäftsessen zu rauschen – Kosmopolitin, die man ist –, wäre ein hübsches Bild. Mein Studium hat mich bisher jedoch nur bis zum Arbeitsamt gebracht, in dessen Schlange sämtlicher ALG II-Schicksale ich mich regelmäßig stelle, manisch den Satz wiederholend: „Ich gehöre hier nicht her.“ Doch die tägliche Lektüre der Stellenanzeigen, die mit Wörtern wie IT Marketing Manager, Multimediasdesignerin und Fundraising schamlos protzen, bringt diese Behauptung empfindlich ins Wanken. Eine leise Ahnung wird zur lauten Gewissheit, die mich förmlich anbrüllt: Ich bin ein

schöngeistiger Schwamm, der es nicht schafft, aus seiner Bildung, die er die letzten Jahre aufsog, marktaugliche Begriffe zu wringen!

„Nun ja, man muss halt klein anfangen, als Praktikantin zum Beispiel“, belehrte mich Bernd, ein bereits erfolgreich im Berufsleben angekommener ehemaliger Studienfreund. „Im Fachjargon nennt sich das ‚Referenzen sammeln‘.“ Bitte sehr, sammle ich eben: beim Rundfunk, in Kulturvereinen und Museen. Als Dank erhalte ich stets ein sehr gutes Arbeitszeugnis, das ich zu den anderen sehr guten Zeugnissen in eine dafür sehr gut geeignete Mappe ablegen kann. Manchmal, in düsteren Stunden, blättere ich darin wie in einem alten Fotoalbum, um danach etwas beruhigter ins Bett zu gehen. Doch seit die neusten Studien herausgefunden haben wollen, dass die durchaus kreative Wortschöpfung „Generation Praktikum“ eine haltlose Empfindung selbstmitleidiger Absolventen und nicht einen realen Fakt ausdrückt, wurde mir das letzte kleine tröstende Argument genommen, unschuldig einem Massenschicksal aufgelaufen zu sein. Und neidisch denke ich an meine Freundin Kathleen, Lehrerin und unbefristet angestellt bis ins nächste Jahrtausend.

Ich muss es mir eingestehen: Ich befinde mich in einer Existenzkrise. Seit wann hat sich alles verändert? An welcher Stelle habe ich den Anschluss verpasst? Es scheint mir nicht so lange her, da lebten wir alle noch in dieser reizvollen Schwebel: in unfertigen Beziehungen, in unfertigen Wohnungen, mit unfertigen Ideen und einer unfertigen Ausbildung. Wir konnten uns gehen lassen, konnten es uns leisten zu träumen und zu experimentieren: mit Männern, mit Frauen, mit Lebensstilen und Projekten. Wir existierten mit nichts; das Geheimnis des Erfolges hieß Improvisation, nicht Vorsorge.

Im Grunde warteten wir alle wie auf einem Bahnhof auf unser Schicksal, auf die große Entscheidung, die uns in eine Richtung führen wird: auf den Express „Zukunft“. Nur war uns der Bahnhof kein zugiger Umschlagplatz, sondern gekrönte Lebenswelt und das Warten keine Methode, sondern liebgewonnener Selbstzweck. Doch irgendwann muss irgendjemand in irgendeinen Zug gestiegen sein und damit eine Lawine von Nachahmern ausgelöst haben – da war ich wohl gerade auf der Toilette. Jetzt schreiben sie alle Ansichtskarten aus ihrem neuen Leben, während ich selbstmitleidig Bahnhofsrüine pflege. Und langsam wird es kalt hier. Was also ist zu tun?

Ein paar Wochen sind vergangen. Nicht viel Zeit, um sein Leben völlig umzukrempeln. Und dennoch: Ich bin ein neuer Mensch. Es brauchte lediglich eine Entscheidung. Die ist gefallen. An einem strahlendblauen Ostersonntag auf dem Balkon. Balkonszenen sind und bleiben Schlüsselszenen eines Dramas. Ich rührte im noch zu heißen Tee und wartete auf meine beruflich erfolgreiche Schwester, die mich mit ihrer Kleinfamilie für den obligatorischen Besuch der Eltern abholen wollte. Aus dem Hinterhof drangen gedämpfte Gespräche und Geschirrgeklapper. Etwas wehmütig dachte ich an diesen gut aussehenden jungen Burschen aus meinem letzten Techtelmechtel. Der musste wohl jetzt in Bolivien sein. Bolivien. Wie exotisch das klang. Und so weit weg. Weg vom Alltag, Urlaub vom Ich. Ein Fremder sein in einer anderen Welt und alles neu entdecken. Welch befreiende Vorstellung! Der hatte es gut.

Es ist keine intellektuelle Meisterleitung, aus diesen Gedankengängen zu schlussfolgern, dass man ebenso seine Sachen packen konnte und es dann auch gut hatte. Aber es kostet Über-

windung, einen geistigen Impuls in diese Richtung zu senden und es dann auch so zu meinen. Ich meinte es so. Plötzlich, auf dem Balkon, entschied ich mich. Ich würde weggehen, wegfliegen, weit weg, ans andere Ende der Welt. Was war dort? Australien. Nein, noch besser: Neuseeland! Land der Vögel und Riesenfarne. So versteckt, dass es von der Menschheit zuallerletzt entdeckt und besiedelt wurde, aber zuerst die Demokratie erhielt und lange Zeit als „Soziales Laboratorium der Welt“ galt. Ein Land, in dem es zehnmal mehr Schafe als Menschen gibt. Wie würde es sein, dort zu leben? War das überhaupt für mich möglich? Gab es da nicht dieses Visum, das mir ein Jahr lang Aufenthalts- und Arbeitsrecht sicherte? Irgendetwas Schweres fiel von mir ab. Ich atmete tief durch und lächelte. Es klingelte an der Tür.

Im Auto neben meinem kleinen Neffen sitzend, räusperte ich mich bedeutungsschwanger und sagte es dann zum ersten Mal laut: „Also ich werde nach Neuseeland gehen.“ Meine Schwester drehte sich zu mir um: „Ehrlich? Das ist ja toll! Wir wollten ja auch schon immer mal länger weg, aber mit dem Kleinen ... na, und dann der Job. Tja.“ Spinn ich? Huschte da nicht etwas Sehnsuchtsvolles über ihr Gesicht oder war das gar unkontrolliert funkeln-der Neid in ihren Augen? Welch herrlicher Effekt! Ich probierte diesen neuen Satz gleich noch einmal bei meinen Eltern aus, dann bei den Freundinnen, Nachbarn, Verwandten, bei meinem Professor, der Sachbearbeiterin auf dem Arbeitsamt, bei ehemaligen Kommilitonen: Dieser verblüffend einfache Satzbau – Subjekt, Prädikat, Objekt – verlor nichts von seiner magischen Wirkung. Es hatte also seine Vorteile, frei und ungebunden zu sein. Ich musste mich nicht mehr bemitleiden.

Und so plane ich meine Reise, souverän und gelassen. Es ist die Zeit der rührenden Abschiede, der freundlichen Worte und tiefen Umarmungen. Und wenn einmal der Stachel der eigenen Unzufriedenheit aus dem Fleisch gezogen ist, wird der Kopf klar für die Erkenntnis, dass ich großartige Menschen verlasse, die ihr Leben meistern, und dass ich irgendwie dazugehöre. Und plötzlich darf ich auch zum Stift greifen und Ansichtskarten versenden – aus „meinem“ neuen Leben.